

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Duras, Marguerite
Die Romane

Mit einem Nachwort von Ilma Rakusa

© Suhrkamp Verlag
Quarto
978-3-518-42002-7

Marguerite Duras Die Romane

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2008

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Nachweise am Ende dieses Bandes

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42002-7

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Heiße Küste	7
Der Matrose von Gibraltar	221
Die Pferdchen von Tarquinia	509
Im Park	669
Moderato Cantabile	733
Im Sommer abends um halb elf.	791
Hiroshima, mon amour	875
Die Verückung der Lol V. Stein	949
Der Vize-Konsul	1059
Abahn Sabana David	1183
Véra Baxter oder die Atlantikstrände	1267
Der Liebhaber	1335
Der Schmerz	1409
Blaue Augen schwarzes Haar	1541
Emily L.	1621
Der Liebhaber aus Nordchina	1691

Heiße Küste

Aus dem Französischen
von Georg Goyert

für Robert

Erster Teil

Alle drei hatten den Kauf des Pferdes für eine gute Idee gehalten. Und wenn es auch nur so viel einbrachte, daß Joseph seine Zigaretten damit bezahlen konnte. Vor allem war es eine Idee und bewies, daß sie noch Ideen haben konnten. Und dann fühlten sie sich auch weniger einsam, denn das Pferd verband sie mit der Außenwelt, aus der sie, wenn auch nicht viel, wenn auch nur hundswenig, doch etwas herausholen konnten, was sie bisher nicht gehabt hatten, was sie mitnehmen konnten in ihre von Salz gesättigte einsame Gegend, für sich, die von Langeweile und Bitterkeit gefüllt waren bis obenhin. Das brachten die Fahrten ein: auch aus der Wüste, in der nichts wächst, konnte man noch etwas herausholen. Man brauchte sie nur denen zugänglich zu machen, die anderswo leben, denen, die zur wirklichen Welt gehören.

Das dauerte acht Tage. Das Pferd war zu alt, für ein Pferd war es viel älter als die Mutter, war ein hundertjähriger Greis. Es versuchte, treu und brav die von ihm verlangte Arbeit, die schon längst weit über seine Kräfte ging, zu leisten. Dann krepierete es.

Als sie in ihrer Ebene wieder ohne das Pferd und wie bisher allein in der endlosen Einsamkeit und Verlassenheit waren, überkam sie plötzlich ein derartiger Überdruß gegen alles, daß sie am selben Abend noch beschlossen, alle drei am folgenden Tag nach Ram zu fahren, um zu versuchen, im Anblick von Menschen Trost und Zerstreuung zu finden.

Und am folgenden Tag sollten sie in Ram eine Begegnung haben, die ihrem Leben eine neue Richtung gab.

Eine Idee ist immer gut, wenn sie Handeln im Gefolge hat, auch wenn dieses Handeln falsch ist, wenn man zum Beispiel ein krepierendes Pferd kauft. Eine solche Idee ist immer gut, auch wenn alles jämmerlich fehlschlägt, denn man wird schließlich ungeduldig, und das wäre man nie geworden, wenn man die Idee von Anfang an für schlecht gehalten hätte.

An diesem Nachmittag gegen fünf Uhr also hörte man zum letztenmal das harte Rattern von Josephs Wagen fern auf der Straße, die nach Ram führt.

Die Mutter schüttelte den Kopf.

– Es ist noch früh. Er hat sicher keine Fahrgäste gefunden.

Bald vernahm man Peitschenknallen und Zurufe, und Josephs Wagen wurde auf der Straße sichtbar. Joseph saß auf dem Bock. Auf dem Hintersitz saßen zwei Malaiinnen. Das Pferd ging sehr langsam. Es harkte gleichsam die Straße mit den Hufen. Joseph schlug mit der Peitsche auf das Tier ein, doch er hätte geradesogut die Straße peitschen können. Sie wäre gegen die Schläge nicht unempfindlicher gewesen. In der Höhe des Bungalows hielt Joseph. Die Frauen stiegen aus und setzten ihren Weg nach Kam zu Fuß fort. Joseph sprang vom Wagen, nahm das Pferd beim Zügel, verließ die Straße und bog in den kleinen Weg ein, der zum Bungalow führte. Auf der Erdterrasse vor der Veranda wartete die Mutter auf ihn.

– Der Gaul tut's nicht mehr, sagte Joseph.

Suzanne saß unter dem Bungalow, mit dem Rücken gegen einen der Stützpfähle gelehnt. Sie stand auf und kam einige Schritte näher, ohne aber den Schatten zu verlassen. Joseph begann das Pferd auszuspannen. Er schwitzte, und der Schweiß rann ihm unter dem Tropenhelm her über die Backen. Als er das Tier ausgespannt hatte, trat er ein wenig von ihm zurück, um es zu betrachten. In der vergangenen Woche war er auf den Gedanken gekommen, durch dieses Unternehmen ein wenig Geld zu verdienen. Er hatte Pferd, Wagen und Geschirr für zweihundert Francs gekauft. Aber das Pferd war älter, als man geglaubt hatte. Schon am ersten Tag war es nach dem Ausspannen auf der grünen Böschung, dem Bungalow gegenüber, stehengeblieben, hatte den Kopf hängen lassen und sich stundenlang nicht gerührt. Hin und wieder rupfte es ein paar Halme ab, wie zerstreut, als hätte es sich geschworen, nie wieder etwas zu fressen, und dieses Gelübde nur einen Augenblick lang vergessen. Abgesehen von seinem Alter konnte man nicht ergründen, was dem Tier fehlte. Am Abend vorher hatte Joseph ihm Reisbrot und ein paar Stücke Zucker gebracht, um seinen Appetit anzuregen. Aber das Pferd hatte beides nur beschnuppert und sich dann wieder der ekstatischen Betrachtung der jungen Reispflanzen hingeeben. Wahrscheinlich hatte es in seinem bisherigen Leben, das darin bestanden haben mochte, Baumstämme aus dem Wald in die Ebene zu schleppen, nie etwas anderes gefressen als das vertrocknete und vergilbte Unkraut auf den urbar gemachten Feldern und fand in seinem jetzigen Zustand keinen Geschmack mehr an etwas anderem.

Joseph ging auf das Pferd zu und klopfte ihm den Hals.

– Friß, schrie er das Tier an, friß!

Das Pferd fraß nicht. Joseph hatte gemeint, es wäre vielleicht tuberkulös. Dem hatte die Mutter widersprochen. Ihm wäre, genau wie ihr selbst, das Leben zuwider und es wolle einfach krepieren. Trotzdem hatte es bis jetzt nicht nur täglich den Hin- und Rückweg zwischen Banté und dem Bungalow gemacht, sondern war auch abends, wenn es abgeschirrt war, langsam und müde zu der grünen Böschung gegangen. Aber heute rührte es sich nicht vom Fleck, blieb, dann und wann leicht schwankend, vor Joseph stehen.

– Verfluchte Schweinerei, knurrte Joseph, jetzt rührt sich das Mistvieh nicht mal mehr.

Die Mutter kam näher. Sie war barfuß und hatte den großen Strohhut tief ins Gesicht gezogen. Ein dünner grauer Zopf, den eine Schlauchklammer zusammenhielt, hing ihr über den Rücken. Ihr granatfarbenes, weites, ärmelloses Kleid aus einheimischem Baststoff war an der Stelle abgenützt, wo es die schlaffen, aber noch fleischigen Brüste bedeckte, die offenbar von keinem Büstenhalter gestützt wurden.

– Ich habe dir von vornherein geraten, das Pferd nicht zu kaufen. Zweihundert Francs für das halbkrepierte Tier und den klapprigen Wagen.

– Sei still, sagte Joseph, sonst haue ich ab.

Suzanne kam unter dem Bungalow hervor und näherte sich dem Pferd. Auch sie trug einen Strohhut, unter dem mehrere kastanienbraune Strähnen hervorschauten. Sie war barfuß wie Joseph, und die Mutter trug eine schwarze Hose, die ihr bis über die Knie reichte, dazu eine blaue ärmellose Bluse.

– Hast recht, wenn du abhaust, sagte Suzanne.

– Ich hab' dich nicht nach deiner Meinung gefragt, erwiderte Joseph.

– Ich sag' sie dir trotzdem.

Die Mutter drehte sich nach dem Mädchen um und wollte es ohrfeigen. Suzanne aber entwischte ihr und flüchtete zurück in den Schatten unter dem Bungalow. Die Mutter seufzte. Die Hinterbeine des Pferdes sahen jetzt aus, als wären sie halb gelähmt. Es rührte sich nicht vom Fleck. Joseph ließ das Halfter los, an dem er es voranzuziehen versucht hatte, und schob es nun von hinten. Das Pferd bewegte sich ruckweise, schwankend bis an die Böschung. Als es die Böschung erreicht hatte, blieb es wieder stehen und senkte die Nüstern in das zarte Grün der Reispflanzen. Joseph, die Mutter und Suzanne erstarrten voller Hoffnung. Aber nein, es strich mit den Nüstern nur leicht über die Halme, einmal und noch ein-

mal, hob ein wenig den Kopf, ließ ihn dann am Ende seines langen Halses wieder hängen, unbeweglich und schwer, wobei seine dicken Lippen die Spitzen der Halme fast berührten.

Joseph zögerte, dann drehte er sich um, steckte sich eine Zigarette an und ging zurück zum Wagen. Er legte das Geschirr auf den Vordersitz und zog den Wagen unter den Bungalow.

Meist ließ er den Wagen in der Nähe der Treppe stehen, aber heute abend zog er ihn unter den Bungalow zwischen die mittleren Stützpfähle.

Er schien zu überlegen, was er weiter tun sollte. Er sah noch einmal nach dem Pferd und ging dann zum Schuppen. Jetzt erst schien er die Schwester zu bemerken, die wieder an ihrem Stützpfehl lehnte.

- Was tust du hier?
- Mir ist zu heiß, erwiderte Suzanne.
- Nicht dir allein.

Er betrat den Schuppen, holte dort den Sack mit dem Karbid und füllte etwas Karbid in eine Blechdose. Dann brachte er den Sack wieder in den Schuppen, kam zurück und zerkleinerte das Karbid in der Blechdose mit den Fingern. Er sog die Luft ein und sagte:

– Die Viecher stinken, müssen mal gelüftet werden. Daß du das hier aushältst!

- Stinken weniger als dein Karbid.

Er richtete sich auf und wollte, die Dose voll Karbid in der Hand, noch einmal zum Schuppen zurückgehen, besann sich aber anders, näherte sich dem Wagen und trat wütend gegen die Räder. Dann ging er mit entschlossenen Schritten die Treppe des Bungalows hinauf.

Die Mutter hatte das Jäten wieder aufgenommen. Zum drittenmal pflanzte sie auf der Böschung der Terrasse gegenüber rote Cannas an. Immer wieder gingen die Pflanzen infolge der Trockenheit ein. Aber sie gab nicht auf. Vor ihr lockerte der Caporal die Erde der Böschung, die er begossen hatte, mit der Harke. Er wurde immer schwerhöriger, und sie mußte ihm ihre Befehle immer lauter zubrüllen. Kurz vor der Brücke, in der Nähe der Straße, angelten die Frau und die Tochter des Caporal in einem Tümpel. Seit etwa einer Stunde kauerten sie in dem Schlamm und fischten. Seit drei Jahren aß man Fisch, immer dieselbe Art, die sie jeden Abend in demselben Tümpel vor der Brücke fingen.

Unter dem Bungalow war es einigermaßen erträglich. Joseph hatte den Schuppen offengelassen, und ein Luftzug, der gesättigt war von dem Ge-

stank der erlegten Tiere, strich unter dem Bungalow her. Drei Rehe und ein Hirsch. Den Hirsch und eines der Rehe hatte Joseph am Vorabend erlegt, die zwei anderen vor drei Tagen. Diese bluteten schon nicht mehr. Jenen aber tropfte das Blut noch aus den geöffneten Kiefern. Joseph ging oft auf die Jagd, manchmal jede zweite Nacht. Die Mutter schimpfte, weil er seine Patronen für Wild vertat, das man nach drei Tagen in den Fluß warf. Aber Joseph konnte sich nicht dazu entschließen, ohne Beute aus dem Wald zurückzukommen. Und so tat man denn, als äße man die Rehe. Man hängte sie unter dem Bungalow auf, wartete, bis sie zu stinken anfangen, und warf sie dann in den Fluß. Alle ekelten sich vor dem Rehfleisch. Seit einiger Zeit aßen sie lieber das dunkle Fleisch der Stelzenläufer, die Joseph an der Flußmündung schoß: in den großen salzigen Sümpfen, die ihre Konzession zum Meer hin begrenzten.

Suzanne wartete darauf, daß Joseph sie zum Baden abholte. Sie wollte nicht als erste den Raum unter dem Bungalow verlassen. Es war schon besser, sie wartete auf ihn. Wenn sie mit ihm zusammen war, schimpfte die Mutter weniger.

Joseph kam die Treppe herunter.

– Beeil dich. Ich warte nicht.

Suzanne lief in den Bungalow und zog den Badeanzug an. Sie war damit noch nicht fertig, als die Mutter, die sie den Bungalow hatte betreten sehen, schon anfang zu schreien. Sie schrie nicht, um besser verstanden zu werden. Sie schrie immer und überall, schrie irgend etwas, was mit dem, was gerade geschah, in keinerlei Zusammenhang stand. Als Suzanne den Bungalow verließ, sah sie, daß Joseph, der sich um das Geschrei der Mutter nicht kümmerte, sich wieder mit dem Pferd befaßte. Mit aller Kraft versuchte er, seinen Kopf in das Grün zu drücken. Das Pferd ließ alles mit sich geschehen, rührte aber keinen Halm an. Suzanne stand jetzt neben Joseph.

– Los, komm.

– Ich glaube, es ist aus, sagte Joseph traurig. Es krepirt.

Nur ungeru verließ er das Pferd. Zusammen gingen sie zu der Holzbrücke, wo der Fluß besonders tief war.

Sobald die Kinder Joseph zum Fluß gehen sahen, verließen sie die Straße, auf der sie spielten, und sprangen hinter ihm ins Wasser. Die zuerst Gekommenen sprangen ins Wasser wie er, die andern ließen sich rudelweise in den grauen Schaum rollen. Joseph spielte immer mit den Kindern.

Er nahm sie auf die Schultern, ließ sie Bocksprünge machen, und manchmal durfte sich eines von ihnen an seinem Hals festhalten. Dann schwamm er mit dem begeisterten Kind den Fluß hinab bis in die Nähe des Dorfes, jenseits der Brücke. Aber heute hatte er keine Lust zu spielen. An der tiefen, schmalen Stelle schwamm er hin und her wie ein Fisch in einem Glasbehälter. Das Pferd, das auf dem hohen Ufer stand, hatte sich nicht gerührt. Es stand auf dem steinigen Boden in der Sonne und hatte das verschlossene Aussehen eines Dings.

– Ich weiß nicht, was der Gaul hat, sagte Joseph, aber er geht bestimmt ein.

Suzanne konnte nicht so gut schwimmen wie er. Immer wieder verließ sie das Wasser, setzte sich ans Ufer und schaute zur Straße hin, die auf der einen Seite nach Ram, auf der andern nach Kam und dann weiter zur Stadt, der größten Stadt der Kolonie führte, zur Hauptstadt, die achthundert Kilometer entfernt lag. Eines Tages würde endlich ein Auto vor dem Bungalow halten. Ein Herr oder eine Dame würden aus dem Auto steigen, sie oder Joseph um eine Auskunft oder eine Gefälligkeit bitten. Um welche Auskunft man sie bitten sollte, wußte sie nicht recht: in der Ebene gab es nur die eine Straße, die von Ram über Kam zur Stadt führte. Verfahren konnte sich also niemand. Aber man konnte ja nicht alles voraussehen, und Suzanne hoffte. Vielleicht hielt eines Tages ein Mann an – warum nicht? –, weil er sie in der Nähe der Brücke gesehen hatte. Es war ganz gut möglich, daß sie ihm gefiel und er ihr vorschlug, mit ihm in die Stadt zu fahren. Doch abgesehen von dem Autobus, kamen nur wenige Autos über die Straße, vielleicht zwei bis drei täglich. Und es waren immer dieselben Autos der Jäger. Sie fuhren nach Ram, das sechzig Kilometer entfernt lag, und kamen nach einigen Tagen von dort zurück. Sie fuhren immer schnell und hupten unaufhörlich, um die Kinder von der Straße zu verjagen. Lange bevor sie aus einer Staubwolke auftauchten, hörte man im Wald das dumpfe, laute Hupen. Auch Joseph wartete auf ein Auto, das vor dem Bungalow hielt. Eine hellblonde geschminkte Frau würde am Steuer sitzen und die teuren 555 rauchen. Vielleicht bat sie ihn, ihr beim Flicken eines Reifens zu helfen.

Fast alle zehn Minuten blickte die Mutter von den roten Cannas auf, gestikuliert und schrie den beiden etwas zu.

Solange sie zusammen waren, kam sie nicht näher. Sie schrie und schimpfte dann nur aus der Ferne. Seit die Dämme zusammengebrochen

waren, fing sie bei jedem Wort, das sie sagte, einerlei, um was es sich handelte, gleich an zu schreien. Früher hatten sich ihre Kinder nichts aus ihren Zornesausbrüchen gemacht. Aber seit der Geschichte mit den Dämmen war sie krank und, wie der Arzt meinte, in ständiger Lebensgefahr. Drei Herzanfälle hatte sie schon gehabt, die nach Ansicht des Arztes alle drei tödlich hätten verlaufen können. Ein paar Augenblicke lang durfte man sie wohl schreien lassen, aber nicht länger. Ihre Wut konnte leicht einen neuen Anfall auslösen.

Der Arzt brachte diese Anfälle mit dem Einsturz der Dämme in Zusammenhang. Wahrscheinlich aber irrte er sich. So viel Groll hatte sich nur sehr langsam, Jahr um Jahr, Tag um Tag anhäufen können. Dafür reichte die eine Ursache nicht aus. Tausend Ursachen hatte ihr Groll, und zu ihnen gehörten auch der Einsturz der Dämme, die Ungerechtigkeit der Welt und das Schauspiel, das ihre im Fluß badenden Kinder boten . . .

Nichts in den Jugendjahren der Mutter hatte darauf hingedeutet, daß gegen Ende ihres Lebens das Unglück eine solche Rolle spielen würde und ein Arzt jetzt sogar die Ansicht äußern konnte, sie könnte an ihm, dem Unglück, sterben.

Sie war als Kind eines Bauern geboren und eine so gute Schülerin gewesen, daß ihre Eltern sie das Lehrerinnenseminar hatten besuchen lassen. Dann war sie zwei Jahre lang Lehrerin in einem Dorf in Nordfrankreich gewesen. Man schrieb damals das Jahr 1899. An manchen Sonntagen stand sie träumend vor den Plakaten in den Kästen der Bürgermeisterei, die für die Kolonien warben. – Tretet in die Kolonialarmee ein! – Jugend, geh in die Kolonien, dort wartet deiner das Glück! Im Schatten eines Bananenbaumes, dessen Äste und Zweige sich unter der Last der Früchte bogen, lag das weißgekleidete Kolonistenpaar in Schaukelstühlen, während Eingeborene es lächelnd umsorgten.

Sie heiratete einen Lehrer, der wie sie in einem Dorf im Norden vor Ungeduld und Sehnsucht verging, nachdem er die mysteriösen Schilderungen Pierre Lotis gelesen hatte. Kurz nach ihrer Heirat reichten beide zusammen ein Gesuch um Versetzung in die Kolonien ein und wurden als Lehrer der großen Kolonie zugeteilt, die damals Französisch-Indochina hieß.

In den ersten zwei Jahren dort wurden Joseph und Suzanne geboren. Nach Suzannes Geburt gab die Mutter ihre Stellung im Staatsdienst auf und erteilte nur noch französische Privatstunden. Ihr Mann war inzwischen

Leiter einer Eingeborenenschule geworden. Damals hatten sie, wie sie erzählte, trotz der zwei Kinder ein reichliches Auskommen gehabt. Diese Jahre waren zweifellos die schönsten und glücklichsten ihres Lebens. Das sagte sie wenigstens. Sie erinnerte sich ihrer wie einer fernen Trauminsel. Je älter sie wurde, desto seltener sprach sie davon, aber wenn die Rede darauf kam, tat sie es stets mit der gleichen Versessenheit. Immer wieder entdeckte sie bei ihren Erzählungen für ihre Kinder eine neue Vollkommenheit an jener schon so vollkommenen Zeit, eine neue gute Eigenschaft ihres Mannes, einen neuen Aspekt des Wohlstands, den sie damals gekannt hatten und der auf dem besten Wege gewesen war, Reichtum zu werden, was Joseph und Suzanne ein wenig bezweifelten.

Als ihr Mann starb, waren Joseph und Suzanne noch klein. Von der Zeit, die dann folgte, sprach die Mutter nie gern. Sie sagte nur, es wäre eine schwere Zeit gewesen, und sie fragte sich immer wieder, wie sie sie eigentlich überstanden hätte. Zwei Jahre lang hatte sie weiterhin Privatunterricht erteilt. Da die Erträgnisse aus dieser Arbeit nicht genügten, hatte sie auch noch Klavierstunden gegeben. Als auch das nicht genügte – die Kinder wurden älter und verursachten größere Kosten –, war sie im Eden-Kino Klavierspielerin gewesen. Zehn Jahre lang. Nach diesen zehn Jahren hatte sie so viel gespart, daß sie an die Generaldirektion des Katasters der Kolonie ein Gesuch um Zuteilung einer Siedlerkonzession einreichen konnte.

Daß sie Witwe war, früher zur Lehrerschaft gehört hatte und zwei Kinder besaß, gab ihr ein besonderes Recht auf eine solche Konzession. Dennoch hatte sie Jahre warten müssen, bis sie die Konzession erhielt.

Nun waren sechs Jahre vergangen, seitdem sie mit Joseph und Suzanne in dem Citroën B 12, den sie immer noch fuhren, in der Ebene angekommen war.

Gleich im ersten Jahr bestellte sie die Hälfte der Konzession. Sie hoffte, die erste Ernte würde den größten Teil der Baukosten des Bungalows wieder einbringen. Aber die Juli-Flut lief Sturm gegen die Ebene und ertränkte die Ernte. Da die Mutter glaubte, das Opfer einer besonders hohen Flut geworden zu sein, fing sie gegen den Rat ihrer Freunde im nächsten Jahr wieder an, das Land zu bestellen. Aber das Meer stieg noch höher. Nun mußte sie erkennen, wie die Dinge in Wirklichkeit waren: ihre Konzession ließ sich nicht bestellen. Jedes Jahr wurde sie vom Meer überflutet. Die Flut erreichte nicht jedes Jahr die gleiche Höhe. Aber sie stieg

doch so hoch, daß sie alles entweder beim ersten Anprall oder durch Einsickern in den Boden vernichtete. Ausgenommen hiervon waren etwa fünf Hektar in der Nähe der Straße, auf denen sie den Bungalow hatte bauen lassen. Sie hatte die Ersparnisse von zehn Jahren in die Wogen des Stillen Ozeans geworfen.

Schuld an dem Unglück war ihre unglaubliche Einfalt. Die zehn Jahre, die sie in vollkommener Selbstverleugnung gegen geringen Lohn am Klavier des Eden-Kinos verbrachte, hatten sie dem Kampf und den fruchtbaren Erfahrungen mit der Ungerechtigkeit der Welt entzogen, in dem sie sie vor neuen Schicksalsschlägen und den Menschen bewahrten. Sie verließ diesen Tunnel von zehn Jahren so, wie sie ihn betreten hatte: unbeschädigt und einsam, unberührt von den Mächten des Bösen, ohne jede Kenntnis des Vampyrturns der Kolonien, das sie nach wie vor umgab. Die bestellbaren Konzessionen wurden im allgemeinen nur für das Doppelte ihres wirklichen Wertes abgegeben. Die Hälfte der Summe verschwand in den Taschen der Katasterbeamten, die mit der Verteilung der Bodenparzellen betraut waren. Diese Beamten hatten den ganzen Grundstücksmarkt in Händen und waren in ihren Forderungen immer unverschämter geworden. So unverschämt, daß die Mutter, da sie deren auch in Einzelfällen nicht durch Rücksicht gemäßigte Raffsucht nicht befriedigen konnte, auch wenn sie gewarnt worden wäre und die Absicht gehabt hätte, sich keine unbestellbare Konzession aufhängen zu lassen, auf den Kauf einer Konzession hätte verzichten müssen.

Als die Mutter das ein wenig spät begriff, suchte sie die Katasterbeamten in Kam auf. In ihrer Einfalt beschimpfte sie sie und drohte ihnen mit einer Beschwerde höheren Orts. Man sei an diesem Irrtum schuldlos, sagte man ihr, der Schuldige sei ihr Vorgänger und der sei längst wieder in der Heimat. Aber die Mutter war derartig hartnäckig in ihren Angriffen, daß man ihr schließlich drohte, wenn sie nicht bald aufhörte, würde man ihr vor Ablauf der vereinbarten Zeit die Konzession wieder abnehmen. Mit diesem Argument hatten die Beamten bisher noch jedes ihrer Opfer zum Schweigen gebracht. Denn diese wollten natürlich lieber eine illusorische Konzession als gar nichts mehr besitzen.

Die Konzessionen wurden immer nur unter gewissen Bedingungen vergeben. Wenn nach einer bestimmten Zeit nicht die ganze Konzession bestellt war, konnte das Katasteramt sie zurückverlangen. So war keine Konzession in der Ebene wirklicher Besitz. Gerade dieser Vorbehalt ermöglichte

es dem Kataster, aus den anderen, den guten, bestellbaren Konzessionen, bedeutenden Profit zu schlagen. Denn da die Katasterbeamten das Gelände nach eigenem Ermessen zuteilten, bildeten die unbestellbaren Grundstücke für sie eine Art stiller Reserve, auf die sie immer wieder zurückgreifen konnten.

Auf den etwa fünfzehn Konzessionen in der Ebene von Kam hatten sie nacheinander vielleicht hundert Familien untergebracht, ruiniert und dann davongejagt. Die paar Konzessionsinhaber, die in der Ebene geblieben waren, lebten vom Schmuggel mit Absinth und Opium und mußten den Beamten von ihren unregelmäßigen Einnahmen – die Katasterbeamten nannten sie illegale Einnahmen – einen Teil abgeben, damit diese nichts gegen sie unternahmen.

Der gerechte Zorn der Mutter ersparte ihr – zwei Jahre nach ihrer Ankunft – nicht die erste Inspektion durch das Kataster. Diese ganz formellen Inspektionen beschränkten sich auf einen Besuch bei dem Konzessionsinhaber, den man daran erinnerte, daß die erste Frist abgelaufen sei.

– Keine Macht der Erde, jammerte dann der Konzessionsinhaber, kann auf diesem Stück Land auch nur einen Halm zum Grünen bringen.

– Ich kann mir nicht vorstellen, entgegnete der Beamte, daß unsere Regierung eine Konzession vergibt, die sich nicht zur Bestellung eignet.

Die Mutter, die anfangs, die Schiebungen zu durchschauen, wies auf ihren Bungalow hin. Wenn der Bungalow auch nicht fertig war, so bedeutete er doch unbestreitbar den Anfang einer Ausnützung des Terrains und berechnete zu dem Antrag auf Fristverlängerung. Die Katasterbeamten verschlossen sich dem Argument nicht. Sie gewährten ihr eine neue Frist von einem Jahr. Während dieses Jahres, des dritten seit ihrer Ankunft, hielt sie es für richtig, ihre bisherigen schlechten Erfahrungen nicht zu erneuern, und so ließ sie dem Ozean jegliche Freiheit. Was hätte sie auch anderes tun können, da sie über Geldmittel nicht mehr verfügte? Um ihren Bungalow fertig zu bauen, hatte sie schon zweimal bei den Banken der Kolonie um einen Kredit nachgesucht. Aber die Banken erkundigten sich beim Katasteramt. Und wenn die Mutter etwas Geld bekam, so wurde es als Hypothek auf den Bungalow eingetragen, für dessen Ausbau sie das Geld aufgenommen hatte. Denn der Bungalow gehörte ihr, und sie beglückwünschte sich immer wieder, ihn gebaut zu haben. Je größer ihre Armut wurde, desto höher stieg in ihren Augen der Wert des Bungalows.

Der ersten Inspektion folgte eine zweite. Sie fand damals in der Woche

nach dem Einsturz der Dämme statt. Aber Joseph war inzwischen so alt geworden, daß er sich mit der Angelegenheit befassen konnte. Die Handhabung des Gewehrs war ihm vertraut geworden. Als der Katasterbeamte erschien, holte er das Gewehr. Der Beamte redete nicht mehr lange, sondern kehrte unverrichteter Dinge in dem kleinen Auto zurück, dessen er sich bei seinen Inspektionsreisen bediente. Seitdem hatte die Mutter von der Seite einigermassen Ruhe.

Nach Gewährung der neuen Frist, die sie ihrem Bungalow verdankte, teilte sie den Beamten in Kam ihre neuen Pläne mit.

Diese Pläne bestanden darin, die Bauern, die kümmerlich auf dem Grund und Boden neben ihrer Konzession lebten, aufzufordern, zusammen mit ihr Dämme gegen das Meer zu bauen. Alle würden Nutzen davon haben. Die Dämme sollten am Meer entlang und den Fluß hinauf bis zu dem Punkt führen, den die Juli-Fluten erreichten. Die Beamten waren überrascht und hielten den Plan für etwas utopisch. Aber sie hatten nichts dagegen einzuwenden. Sie sollte den Plan schriftlich ausarbeiten und dann einreichen. Im Prinzip, behaupteten sie, könnte die Trockenlegung der Ebene nur Gegenstand eines Planes von seiten der Regierung sein, aber ihres Wissens verböte keine Vorschrift dem Konzessionsinhaber, auf seiner Konzession einen Damm zu bauen. Nur eine Bedingung müßte erfüllt werden: das Katasteramt müßte benachrichtigt und die Zustimmung des Lokalkatasters vorgelegt werden. In nächstelanger Arbeit entwarf die Mutter den Plan, reichte ihn den Behörden ein und wartete dann auf die Genehmigung. Sie wartete lange, aber sie verlor den Mut nicht, denn solches Warten war sie bereits gewöhnt. Dieses Warten allein stellte die dunkle Bindung zwischen ihr und den Mächten der Welt dar, von denen sie mit Hab und Gut abhängig war: Kataster und Bank. Nachdem sie wochenlang gewartet hatte, beschloß sie, nach Kam zu gehen. Die Katasterbeamten hatten den Plan erhalten. Wenn sie bisher nicht geantwortet hatten, dann nur deshalb, weil die Trockenlegung der Konzession sie nicht interessierte. Trotzdem gaben sie ihr stillschweigend die Erlaubnis, die Dämme zu bauen. Stolz auf das Ergebnis, kehrte die Mutter nach Hause zurück.

Sie wollte die Dämme mit Knüppeln aus Mangleholz stützen. Die Kosten hierfür mußte sie natürlich allein tragen. Sie nahm eine Hypothek auf den unfertigen Bungalow auf. Sie verbrauchte das Hypothekengeld für den Ankauf der Knüppel, und der Bungalow wurde niemals fertig gebaut.

So ganz unrecht hatte der Arzt nicht. Es sah tatsächlich so aus, als wäre der Bruch der Dämme der Anfang allen späteren Unglücks gewesen. Und wer wäre nicht erschüttert, nicht voller Entsetzen und Wut beim Anblick dieser Dämme gewesen, die mit so viel Liebe von Hunderten von Bauern der Ebene erbaut worden waren. Endlich waren sie aus ihrer tausendjährigen Dumpfheit durch eine plötzliche, törichte Hoffnung geweckt worden, und dann brachen die Dämme in einer Nacht wie ein Kartenhaus zusammen, in einer einzigen Nacht, unter dem elementaren und unveröhnlichen Anprall der Wogen des Stillen Ozeans. Und wer wäre nicht versucht gewesen, alle früheren Stadien von Not und Hoffnung zu vergessen – angefangen von der sich immer gleichbleibenden Not der Ebene bis zu den Anfällen der Mutter – und alles durch die Ereignisse der verhängnisvollen Nacht zu erklären und sich mit dieser summarischen, aber verführerischen Erklärung der Naturkatastrophe zufriedenzugeben?

Joseph zwang Suzanne immer wieder, ins Wasser zu gehen. Sie solle schwimmen lernen, damit sie in Ram mit ihm im Meer baden könne. Aber Suzanne war störrisch. Zuweilen, besonders in der Regenzeit, wenn in einer Nacht der Wald überschwemmt wurde, schwamm ein totes Eichhörnchen oder eine tote Moschusratte oder ein toter junger Pfau im Wasser, und vor solchen Begegnungen ekelten sie sich.

Als die Mutter immer wieder schrie, entschloß Joseph sich, den Fluß zu verlassen. Suzanne gab das Warten auf die Autos auf und folgte ihm.

– Zum Kotzen, sagte Joseph. Ich fahre morgen nach Ram.

Er hob die Augen in Richtung zur Mutter.

– Wir kommen ja schon. Hör auf zu schreien.

Er dachte nicht mehr an sein Pferd, weil er an die Mutter dachte. Er beilte sich, sie zu erreichen. Sie hatte einen roten Kopf und jammerte, wie immer, seit sie krank war. Sie jammerte immer noch.

– Nimm lieber eine Pille, sagte Suzanne, statt zu jammern.

– Was habe ich dem Himmel nur getan, schrie die Mutter, daß er mir so schlechte Kinder beschert hat?

Joseph ging an ihr vorbei in den Bungalow und kam mit einem Glas Wasser und den Pillen zurück. Wie immer wollte die Mutter sie nicht einnehmen. Wie immer tat sie es dann doch. Jeden Abend, wenn sie gebadet hatten, mußten sie ihr eine Pille zur Beruhigung geben. Denn im Grunde konnte sie es nicht vertragen, daß die beiden von dem Leben, das sie in